

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 10 (1934-1935)
Heft: 4

Artikel: Leiden und Freuden eines Skischulmeisters
Autor: Frey, Rudolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1066065>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Leiden und Freuden eines Skischulmeisters von Rudolf Frey-

Illustration von Alois Carigiet

Beruf oder Berufung

Als ich einem alten Schulkameraden, der Lehrer geworden war, sagte, ich habe den Skilehrerberuf ergriffen, wiederholte er das «Beruf» mit einem Ton, dass man auf sieben Meter gegen den ärgsten Schneesturm herausgehört hätte, wie er das Wort nicht nur mit Gänsefüßchen, sondern direkt mit Tausendfüßlern einrahmte. Und er hatte, rein formell betrachtet, natürlich recht: 99 % von uns sind nicht zuerst Pädagogen gewesen und dann Skilehrer geworden, ja, so paradox es klingen mag, wohl keiner von uns hat je in seinem Leben eine Skistunde genommen, bevor er in den Skilehrerkurs kam. Aber wir haben Skifahren gelernt, wie man seine Muttersprache lernt, wir konnten den Telemark vor dem Einmaleins. So mussten wir denn im Kurs auch nicht mehr fahren lernen, sondern nur noch lernen, bewusst und korrekt fahren und andere fahren lehren.

Wenn einer zwar früher sein Leumunds-

zeugnis in Ordnung hatte, gesund und zwanzig Jahre alt und Einheimischer war, dann musste er nur noch gut und rassig fahren können, und das Patent war ihm sicher. Nach der neuen Regelung des Interverbandes für Skilauf muss auch Kenntnis der Theorie und vor allem Lehrbefähigung dazu kommen. Und das ist auch recht so, denn ein guter Fahrer ist noch lang kein guter Skilehrer. Ich habe an Prüfungen schon Leute gesehen, die bei schlechtem Wetter und in schwierigem Gelände bei einer Abfahrt wohl alle Experten spielend abgehängt hätten, und die das Skilehrerblech doch nicht bekamen, weil sie nicht imstande waren, auch nur einen Stemmbogen korrekt und fasslich zu erklären, und weil sie selbst die größten Fehler, die ihnen die Schüler absichtlich vor die Nase servierten, nicht sahen. Es gibt aber auch Kerle, denen das Lehrtalent direkt angeboren zu sein scheint, und die auch nur mit sieben aufgeschnappten Englisch-Brocken einen Engländer besser unterrichten als ein

anderer, der den grössten Diktionär vorwärts und rückwärts auswendig kann. Dabei kommt es etwa gar nicht auf den ursprünglichen Beruf oder auf den Bildungsgrad an; es gibt Leute mit dem Skilehrerbrevet, die den Dokortitel tragen und solche, die sicher nicht einen längern Brief ohne orthographischen Fehler schreiben würden (d. h. sie schreiben überhaupt keine längern Briefe), aber es ist noch sehr die Frage, welches der bessere Skilehrer sei. Leute mit abgeschlossener Hochschulbildung gehören übrigens zu den seltenern Vögeln in unserem Beruf.

Am häufigsten kommt der Skilehrer aus einem jener Berufe her, deren Beschäftigungsgrad im Winter stark zurückgeht. Bei einer statistischen Untersuchung, die zwar wissenschaftlich nicht einwandfrei sein wird, die aber dafür rasch und bequem aufgestellt war – ich habe einfach die Namen von bündnerischen Skilehrern aufgeschrieben, die ich kenne – fand ich folgende Berufe: Sieben Schreiner und Zimmerleute, fünf Installateure, fünf Bauern, zwei Inhaber von Sportartikelgeschäften, zwei Mechaniker, zwei Maler, einen Koch, einen Techniker, einen Sportlehrer, einen Geometer, einen Gärtner, einen Tapezierer, einen Flaschner, einen Setzer, einen Besitzer eines kleinen Hotels, einen Kurdirektor ausser Dienst, einen Sänger, Dichter und Reklamemann, eine Hausfrau, drei Haustöchter und einen Studenten. Neun von diesen drei Dutzend waren zugleich Bergführer. So sind wir denn keine fertige, gleichartige Kaste, und es müsste für einen Graphologen kein Leichtes sein, etwa eine Berufshandschrift der Skilehrer herauszufinden, schon weil wir unsere Handschrift mit den langen Brettern an den Hang schreiben, aber auch da liessen wir uns nicht in eine Schablone pressen.

In einem gleichen wir uns vielleicht: wir lieben den Schnee. Wir lieben ihn mehr noch, als wir ihn gewissermassen schon anstandshalber lieben müssten, weil er doch quasi unser goldener Boden ist. Wir können es wohl nicht alle so sagen,

wie es etwa Hans Rölly in seinen Liedern und Versen tut, aber wir lieben den Schnee deswegen sicher nicht viel weniger. Ich gebe zu: wenn wir damit nicht Geld verdienen könnten, wären wir wohl kaum den ganzen Winter durch auf den langen Brettern, doch wäre daran dann nicht etwa mangelnde Lust, sondern der Mangel an Geld schuld.

Ein Weg zum Reichtum ist der Skilehrerberuf aber leider nicht, und wenn ich noch nie einen Privatier gesehen habe, der aus lauter Begeisterung Skiunterricht gab, so habe ich noch viel weniger gesehen, dass ein Skilehrer sich aus seinem Verdienst ein Vermögen auf die Seite gelegt hat.

Der Aussenstehende rechnet uns zwar leicht aus, dass wir ohne grosse Anstrengung auf 25–35 Franken im Tag kommen können, auch wenn man die Trinkgelder nicht berücksichtigt. Dann zählt er nach und findet, dass die Saison wohl 110 bis 130 Tage dauern werde; er multipliziert, und siehe da, mit dem bisschen auf dem Schneefeld Herumstehen verdienen wir in der Saison 3000–4500 Franken! Davon muss ja manch einer mit der ganzen Familie ein Jahr lang leben und arbeitet dabei nicht nur 130 Tage, sondern 365, und zwar schwerer als wir! Und wer sich im Skilehrerwesen und in unsern Verhältnissen besonders gut auskennen will, der wird sagen, das seien noch nicht einmal Maximalsummen, man solle doch nur an jenen Prozess denken, wo ein bekannter und berühmter Skilehrer, der durch einen Beinbruch arbeitsunfähig geworden war, seiner Versicherungsgesellschaft nachzuweisen sich anheischig machte, er verdiene in der Saison 20,000 Franken! Zugegeben: es gab Zeiten, wo mancher von uns wahnsinnig viel verdiente, es gab Gäste, die das Geld im wahrsten Sinne des Wortes aus vollen Händen um sich warfen und Skilehrer, die in der Unverfrorenheit des Überforderns sich der Hemmungslosigkeit im Geldausgeben ihrer Gäste würdig erwiesen. Aber jene Zeiten sind längst vorbei, und wenn heute ein Durchschnittsskilehrer in seiner Steuer-

erklärung 5 % von jenen 20,000 Franken einsetzt, so hat er dem Fiskus gegenüber sein Einkommen prozentual nicht mehr abgerundet als jener 20,000 Frankenmann der Versicherung gegenüber das seine aufrundete. Und dann ist dieses Geld nicht so leicht verdient, wie man etwa glauben könnte. Der Skilehrer kann nicht einfach an seinen Arbeitsplatz gehen wie ein Bundesbeamter, und er kann nicht ungestraft wie dieser seine Kundschaft anschnauzen, wenn er einmal schlecht geschlafen hat oder wenn ihm etwas über die Leber gekrochen ist. Er kann auch nicht unter den amtlichen Bekanntmachungen in die Zeitung setzen: «Bureaustunden von 10–12 und 14–16 Uhr» und ein Täfelchen aushängen «Nächster offener Schalter bitte», wenn es ihm einmal verleidet ist; er muss sehen, wo er seine Leute bekommt, und dann, wie er sie in seinen Stundenplan einreihen kann. Das ist gar nicht so einfach. Wer will im Januar und Februar morgens um neun oder gar um acht Uhr schon antreten zum Skiunterricht? Alle wollen von 10–12 Uhr kommen und dann am Nachmittag nochmals, aber erst, wenn der Lunch ein wenig verdaut ist, und doch bevor der Schatten wieder kommt.

Übrigens hat es gar nicht immer einen Sinn, möglichst viel Schüler zusammenbringen zu wollen. Es kommt auch hier auf die Qualität an. Manch ein Skilehrer, der gefragt wird, wie die Aussichten auf den Winter seien, wird antworten: «Wenn ich nur Familie X. oder den Grossindustriellen Y. wieder als Schüler bekomme, dann ist mein Einkommen gesichert. Wenn einer z. B. dem belgischen Königspaar Skistunden erteilen konnte, so brauchte er sich nachher nicht auf der Suche nach Kundschaft die Sohlen abzulaufen. Es gibt solche Gäste, die für den Skilehrer, wie übrigens mehr noch auch für den Hotelier, mehr wert sind als zehn vom Durchschnitt, denn sie ziehen einen ganzen Rattenschwanz an Gefolge und Mitläufern nach sich. Das sind aber nicht etwa nur die gekrönten Häupter, und ein Gross-

industrieller kann leicht als Schüler für einen Lehrer wichtiger sein als ein König. Manchmal wird ein Skilehrer auch von einem reichen Gast einfach für einen ganzen Monat engagiert, oder auch «von heute an, bis kein Schnee mehr da ist». Es ist schon vorgekommen, dass der Schüler dann zwischenhinein acht Tage im Bett war oder auch wegreste, der Lehrer konnte in dieser Zeit andern Leuten Unterricht erteilen, erhielt aber seinen Lohn vom ersten Herrn gleichwohl. Diese lukrativen Schüler sind aber immer mehr am Aussterben und die Schicht jener wird immer grösser, die mit ihren Ausgaben rechnen müssen. Dieser Grund spielt auch mit bei der Tatsache, dass gerade in den letzten Jahren bei uns neben dem freien Privatunterricht die Skischulen mehr und mehr aufkommen. Manche von uns sind von dieser Tatsache wenig erbaut, und es stimmt schon, dass diese Schulen dem freien Skilehrer Konkurrenz machen, und zwar sehr erfolgreich. Es gibt heute schon grosse Kurorte, wo die Zahl der freien Skilehrer sehr stark zusammengeschrumpft ist. Ein klardenkender Angehöriger unseres Berufes muss aber die Entwicklung begrüßen. Es ist nicht zu leugnen, dass die Skischulen einem Bedürfnis entgegenkommen, das unter dem System des freien Skilehrers nicht befriedigt werden konnte. Heute will die grosse Masse Skifahren lernen. Darum muss man ihr auch Gelegenheit geben, das auf möglichst billige Art zu tun. Dazu aber braucht es eine Organisation, und für diese Organisation braucht es viele Kenntnisse, die der einzelne Skilehrer gar nicht haben kann, die Schule kann Reklame machen, die Gäste anzieht. So wird auch für den Skilehrer neue Arbeitsmöglichkeit geschaffen.

Die hässliche Jahreszeit

Aber ob wir nun als völlig freie Skilehrer leben, ob wir in irgendeinem Hotel als «Haus-Skilehrer» amten oder in einer Skischule als Lehrer angestellt seien: von Mitte März an wird es etwas stiller, dann

hat man manchmal einen freien Tag, dann zieht man wohl allein aus und freut sich, dass man einmal steigen kann, wie man will und nicht immer aufpassen muss wie ein Schrittmacher auf der Rennbahn, ob der Hintermann nicht ins Schwimmen gerate. Man freut sich, auf der Höhe in die Gipfel hineinzuschauen, ohne zum hundertsten Mal zu erklären, dass der dort der Kesch ist und der andere die Bernina und dass man den Palü auch sieht, aber die Diavolezza-Hütte nicht und die Isla Pers auch nicht, und dass der Linard in einer ganz andern Richtung zu suchen ist, und dass jener steile Hang dort drüben manchmal lawinengefährlich sein kann, und dass wir heute sicher in keinen Lawinenhang hineinfahren werden, und dass jenes dort nicht Gemsspuren sind, sondern die Bahnen von Schneebollen, die sich am Grat lösten, und dass der Vogel, der hier herumkreist, kein Adler ist, sondern eine Bergdohle, dass aus jenem Wölklein sicher kein Schneesturm hervorbrechen wird, und dass man die Diavolezza-Hütte auch mit dem Feldstecher nicht sieht, und dass morgen das Wetter vermutlich auch noch schön sein wird, und dass ... Aber wenn man sich dann im Frühling auch freut, dass man einmal allein fahren kann, so ist doch ein leises Bedauern dabei, denn der Frühling nimmt uns das Werkzeug aus der Hand. Wenn einmal unten an der Parsennbahn die Wiesen weiss sind von blühendem Krokus, und wenn oben bei der Bergstation der Schnee braun ist und schwarz, von den 200,000 Paar gewachsenen Ski und den halb soviel allerleifarbigem Hosenböden abgerutscht, wenn die Sonne immer mehr frisst von den Abfahrten ins Tal und wenn es zu diesem wunderbaren, überraschungsreichen Spiel kommt, wie weit man wohl auf den Schneezungen in den Schattenmulden ins Tal hinab sich schwindeln kann, dann lichten sich die Reihen in den Klassen der Schulen, man hat zwar wohl noch ein paar gute Kunden, mit denen man Privattouren macht, und wenn es gut geht, nehmen sie einem gar



Willi Thaler

Zirkus (Holzschnitt)

noch ein paar Tage mit auf Jungfrau-joch oder auf eine Frühlingfahrt, aber nach und nach kommen die Tage, wo man Zeit hat.

Das wird so ein schöner Morgen gewesen sein im letzten Frühling, als der Marti Fopp und der Peter Ettinger einträchtiglich nebeneinander in der Sonne sassen auf der Steinbank vor der Parsennbahn-Talstation. Sie müssen dabei nicht gerade übermässig geschäftig ausgesehen haben, wenigstens fragte sie der Doktor Hoek, der eben vorbeiging, was sie denn da eigentlich täten. Aber der Marti Fopp war nicht verlegen und fragte zurück, ob man ihnen das denn nicht ansehe: sie warten doch auf den nächsten Winter. Den Doktor Hoek habe das, so sagt Marti Fopp, sehr gelächert. Aber wenn man es recht betrachtet, ist die Frage sehr ernsthaft: Was tut der Skilehrer eigentlich im Sommer? Einfacher wäre fast, die andere Frage zu beantworten: « Was tut der Skilehrer im Sommer nicht? » Er lebt auf alle Fälle nicht von den Zinsen des im Winter Ersparten. Und was er tut, ist etwas ganz anderes als im Winter. Am

ehesten beim Leisten bleibt eigentlich der Bergführer. Er vertauscht den Skistock mit dem Bergpickel und schnallt sich statt der langen Bretter die Steigisen an. Auch der Bergführer hat aber sozusagen immer noch seinen zweiten, oder besser dritten Beruf. Er ist in der Regel älter, gesetzter, mehr an die Scholle gebunden als der reine Skilehrer, besitzt vielleicht ein eigenes Bauerngut, eine Wirtschaft oder einen kleinen Gasthof, betreibt ein eigenes handwerkerliches Gewerbe oder ein Sportartikelgeschäft.

Im eigentlichen Beruf bleibt auch der Sportlehrer, der im Sommer als Schwimmwart, Tennistrainer oder auf ähnliche Weise sein Brot erwirbt. Aber diese Kombination ist – wenigstens in Graubünden – äusserst selten. All die andern Berufe aber bedingen eine gänzliche Umstellung. Und die wird nicht jedem leicht. Wohl zwei Drittel der Leute aus meiner obigen, hurtigen Statistik arbeiten zwar im Sommer wirklich auf ihrem Beruf. Manche aber, die wirklich wieder an die Werkbank zurück wollten, finden den Platz besetzt, und auf mancher Werkbank liegt in unsern Jahren eben auch im Sommer keine Arbeit mehr. So findet denn mehr als einer beim Umstellen von der Wintertätigkeit auf die Sommerarbeit das rechte Geleise nicht mehr. Wer rasch und ohne viel Liebe urteilt, hat den Grund natürlich bald gefunden: den Kerlen geht's im Winter zu gut und sie meinen, es müsse im Sommer nun so weitergehen mit Herumlungern und gut leben. Es steckt ein Stück Wahrheit in diesem Spruch. Ich gebe zu, dass man uns, speziell an den grossen Modeorten, nicht ganz zu Unrecht vorwirft, wir seien unsolid, wir werfen das Geld zum Fenster hinaus. Aber man sollte nicht nach einigen zugegebenermassen betrüblichen Beispielen einen ganzen Stand verurteilen. Und bevor man verurteilt, soll man bedenken, dass gerade für junge Menschen in diesem Beruf nicht zu unterschätzende Gefahren sich verbergen. Man kann nach dem Nachtessen kaum in eine Beiz gehen, ohne dass man von irgendeinem

Tisch her laut begrüsst wird und sagen soll, was man trinken möchte, und wenn man mit Gästen auf einer Tour ist, so ergibt es sich natürlich von selbst, dass man bei der Heimkehr oder schon vorher irgendwo einkehren muss. Wenn ein reicher Kerl einmal in guter Laune in der Bar seines Hotels für den Skilehrer einen täglichen Pauschalwhyski bis ans Ende der Saison bestellt, soll da der Skilehrer dem Barmann den Whyski schenken?

Es ist merkwürdig, wie rasch sich viele Leute an den Skilehrer anschliessen. Es kommt vor, dass sie einem nach zwei-, dreitägiger Bekanntschaft auf dem Schneefeld irgendwo in einer Bar die intimsten Ehegeschichten auftischen. Leute, die in ihrem gewöhnlichen Leben sicher sehr wählerisch sind in ihren Bekanntschaften, überbieten sich darin, in möglichst vertrautem Verkehr mit dem Skilehrer zu stehen, besonders mit solchen, die einen bekannten Namen als Rennfahrer haben. Manchem mag es eine gewisse naive Freude machen, mit einer berühmten Skikanone per Du zu sein, andere aber sind während den Ferien einfach ein wenig aus dem Geleise geworfen und haben Anschluss nötig, wieder andere langweilen sich nur, und manche sehr reiche Leute, männlichen und fast noch mehr weiblichen Geschlechtes, meinen, man könne sich einen Skilehrer so quasi als unterhaltsames Kuriosum halten, an dem man sich amüsiert, und über den man in der Gesellschaft Konversation machen kann wie über ein Rennpferd. Mögen sie reden über uns, das tut uns nicht weh. Und wenn sie uns gerne als einfache Naturburschen haben wollen: bitte, Dienst am Kunden ist die Parole. Was geht das einen an, ob ich mit seinem Trinkgeld im nächsten Sommersemester ein ökonomisches Seminar bei Saitzew belege oder ob ich mir damit Zigaretten kaufe.

„Das ist für Sie“

Ich bin überzeugt, dass ein grosser Teil der Schweizer-Spiegel-Leser sich vorstellt, es müsse eine sehr peinliche Angelegen-

heit sein, ein Trinkgeld zu empfangen. Ich muss gestehen, dass ich meine ersten Trinkgelder auch mit gemischten Gefühlen angenommen habe. Aber über solche Zimperlichkeiten kommt man bald hinaus, und ich habe gemerkt, dass meine Menschenwürde nicht so zerbrechlich ist, dass sie schon durch einen Trinkgeldfünfliber durchlöchert werden könnte. Gewiss, es gibt sehr verschiedene Arten, ein Trinkgeld zu geben, angefangen mit jenem Deutschen, der mich einmal bei der Abrechnung in der vollen Wirtschaft in Küblis mit sehr lauter Stimme davon in Kenntnis setzte, dass er mir noch drei Franken Trinkgeld gebe, wenn ich das noch nicht in die Spesen eingerechnet habe, bis zu jener Dame, die mir am Tag vor der Abreise rasch ein sauber eingewickelt Päcklein Zigaretten « als kleine Erkenntlichkeit » zusteckte, in dem ich aber noch einen Fünfliber fand. An solchen Geschenklein kann man wirklich Freude haben. Sonst aber ist mir ein aufrichtiger Dank mindestens soviel wert wie ein hingeschmissenes Geldstück.

Einmal, als ich an einem strengen Tag, wo ich kaum Zeit gehabt hatte zum Mittagessen, endlich gemütlich beim Zvieri sass, telephonierte es Sturm aus einem Hotel, ich müsse sofort zu einem Gast kommen, der etwas mit mir besprechen wolle. Ich sauste ab, aber der Concierge konnte den Mister Kickenknacker nicht mehr finden. Am Abend telephonierte er wieder, da war der Mister Kockenknicker da, und nachdem ich mich an sein ganz besonderes Englisch einigermaßen gewöhnt hatte, verstand ich, dass er mir erstens ein Paar Ski verkaufen wollte, und als ich ihm klargemacht hatte, ich habe keinen Bedarf, dass er zweitens wünschte, ich solle ihm helfen, ein Paar neue Bretter zu kaufen. Am nächsten Tag ging ich also statt zum Zvieri mit meinem Schottländer ins Sportgeschäft, und dort massen und wogen und bogen und verglichen wir sieben geschlagene Viertelstunden lang Ski, und als er endlich gewählt hatte, marktete er noch fast zwanzig Minuten lang am Preis

herum. Und als wir zum Laden herauskamen, sagte er mir mit einer Offenheit, die man bewundern musste, er habe gemeint, wenn ich dabei sei, bekomme er einen billigeren Preis, aber da dies nun nicht der Fall sei, könne er mir natürlich kein Trinkgeld geben, wie er es zwar eigentlich beabsichtigt habe.

Ein andermal machte ich mit einer sehr noblen belgischen Comtesse die Wolfgangabfahrt. Wie ich nachher erfuhr, hatte man sich eingehend über meine Zuverlässigkeit erkundigt, bevor man mich an einem schönen Abend ins Hotel bestellte. Da war ausser der neunzehnjährigen Comtesse noch eine ältere Dame, von der ich nicht wusste, ob sie Gouvernante oder Mutter war, und ein sehr eleganter Herr, den ich als Bruder taxierte. Die banden mir nun meinen morgigen Schützling auf die Seele und ich musste siebenmal hoch und heilig versprechen, dass ich nicht zu rasch fahre, und dass ich sie nie allein lasse, und keine steilen Hänge quere, und dass ich mich ihren Kräften anpasse, und dass ich dafür Sorge, dass sie sich nicht erkälte und dann noch einmal besonders erklären, dass ich mir der Verantwortung voll bewusst sei, die ich als Führer auf mich nehme. Wenn also das Wetter schön sei, soll ich um ein Uhr zehn vor dem Parsennbähnlein mich mit der Comtesse treffen, und vom Wolfgang her solle ich dann ruhig einen Pferdeschlitten nehmen, wenn man zu lange auf den Zug warten müsste, und man werde mir meine Auslagen selbstredend vergüten und mit dem Trinkgeld nicht sparen. Am andern Tag war es schön, um ein Uhr sieben stand ich vor der Talstation, wo schon ein rechter Andrang herrschte. Die Comtesse sah ich nirgends. Um ein Uhr zwölf fuhr ausser Fahrplan das erste Bähnlein, weil es mehr als besetzt war. Um ein Uhr achtzehn war meine Comtesse noch nirgends. Um ein Uhr zwanzig telephonierte ich ins Hotel, wo der Concierge sich sofort erinnerte, dass die Comtesse doch schon längst im Schlitten weggefahren war, es hatte doch deswegen und weil sie früher

dinierte, noch eine grosse Aufregung gegeben. Also war das Huhn eingestiegen, ohne auf mich zu warten. Um ein Uhr dreiundzwanzig drängte ich mich mit Brettern und Rucksack als letzter in den inzwischen wieder vollgepferchten roten Wagen, und am Joch oben nahm mich Marti Fopp in Empfang und fragte lachend, ob ich etwa der Skilehrer sei, den ein verzweifelter, welsches Maiteli hier suche. Und kaum hatte ich das Comtesselein getröstet, wurde ich ans Telephon gerufen, denn unterdessen hatte der Concierge der vermutlichen Gouvernante gesagt, dass ich der Comtesse nachgefragt hatte, die hatte darauf die Skischule anläuten lassen, die Direktion hatte in mein Hotel telephoniert, und die hatten Weissfluhjoch aufgerufen, und ich beruhigte von dort aus telephonisch die armen Angehörigen.

Mit der Comtesse bin ich dann übrigens sehr gut ausgekommen. Sie hat die Natur sehr bewundert und sich sehr gefreut, aber einkehren wollte sie nirgends, und statt am Wolfgang den Schlitten zu nehmen, warteten wir drei Viertelstunden vor dem Stationsgebäude. Mir war's égal, ich rauchte einen Stumpen und sass in der Sonne. In Davos war dann die ganze Gesellschaft am Bahnhof; die Comtesse war sehr zufrieden mit ihrem Professor; wir wurden zusammen von drei Seiten photographiert. Die Rechnung machte mit den genau berechneten Bahn- und Telephonspesen Fr. 18.70, und als ich auf die Zwanzigernote herausgeben wollte, wurde mir grossherzig bedeutet, ich solle den Rest als Trinkgeld betrachten!

Dem Schwachen ist sein Stachel auch gegeben

Im grossen und ganzen machen es uns die Leute aber durchaus leicht, ehrlich und von Herzen freundlich und hilfsbeflissen zu sein. Das sind ganz verschwindend wenig Ausnahmen, dass einer meint, wenn er uns den Tarif gezahlt habe, könne er uns als zweitrangige Wesen betrachten und herumkujonieren, wie es ihm beliebt. Wenn man in der Schule angestellt ist, schluckt man na-

türlich alles brav. Wenn man aber so einen reinrassigen Herrenmenschen auf einer Privattour hat, kann man es sich manchmal nicht verkneifen, sich ein wenig zu rächen. Wenn einer einem immer so als Skilehrer anredet, wie der Korporal einem als Rekrut rief: « Na, Skilehrer, bringen Sie mal meine Bretter », und oben am Grat, wo es eine nette Bise hat, « na, Skilehrer, besorgen Sie meine Felle auch gleich mit », und wenn er sich die Bretter nachher anschnallen lässt, ohne auch nur die Mundwinkel zu einem Dank zu verziehen und einem dabei auf die kalten Finger steht, ohne sich zu entschuldigen, und wenn er, der am Abend vorher von tausend schweren Touren erzählte, die er gemacht habe, auf der leichten Abfahrt, die man vorsorglicherweise vorgeschlagen hat, schon kaum vorwärts kommt, wenn er dann nörgelt und einen bessern Weg wüsste, wenn er schimpft, man sei ihm im Wege, wo man ihm die Spur genau vorfährt, und brüllt, man solle ihn nicht allein lassen, wenn man zwanzig Meter vorfährt, um ihm Platz zu machen, wenn man ihn siebenmal photographieren muss, an einem Ort, wo es rassig aussieht, wenn er dann auf halbem Weg in der Hütte sich die Bretter wieder abschnallen lässt und an einen Tisch sitzt, ohne einem einzuladen und Feuer verlangt, ohne einem eine Zigarette anzubieten oder danke zu sagen, dann fühlt man nachher keine Gewissensbisse, sondern eher etwas wie Befriedigung, wenn der Herr in engen Waldwegen und auf tückischen Eisblasen, die man sehr gut kennt, und die man wohl vermeiden könnte, eine ziemlich hilflose Figur macht und dann schliesslich recht brav sagt: « Bitt' schön, Herr Skilehrer, wollen Sie mir nicht die Skier tragen, ich glaub', ich geh' doch besser zu Fuss. »

Manchmal muss man auch grob sein, wo man gar keinen Anlass dazu hätte, dann nämlich, wenn es das einzige Mittel ist, die Leute vorwärts zu bringen. Ich habe das schon ein paarmal erlebt: es scheint Leute zu geben, die die Berge einfach nicht vertragen. Sie fühlen sich

noch wohl in der Seilbahn, und auch dort, wo man alle zwei Minuten von einem überholt wird und überhaupt von Zeit zu Zeit Menschen sieht; aber es braucht dann nur ein kleiner Nebel zu kommen oder ein feines Schneegestöber, oder vielleicht muss man einmal eine steile Halde traversieren, und sie verlieren auf einmal das Gleichgewicht. Dann scheint ihnen alles so fremd und so unheimlich und sie haben einfach richtig Angst. Und es kann im Tal ein sehr energischer Herr Doktor sein oder eine sehr selbstbewusste und laute Frau Direktor: plötzlich versagen sie an einem lächerlichen Hänglein, und wie eine Geiss die Vorderbeine vorwärts stemmt, wenn sie nicht weiter will, so stemmt die Frau Direktor die Skistöcke in den Schnee. Man fährt eine ganz sanfte Spur vor, die nach fünf Metern von selbst zum Stehen bringt. Man kehrt sich um und lockt. Sie gibt vor, die Skier pappen so schrecklich, und sie lässt sich nicht überzeugen, dass sie natürlich nicht in Fahrt kommen kann, wenn sie sich so in die Stöcke stemmt. Man kehrt zurück zur Frau Direktor, man sprächelt ein wenig, man sagt, dass dies der allerletzte steile Hang ist. Man fährt noch eine sanftere Spur vor und wartet. Die Frau Direktor tut einen Schritt und stemmt sofort wieder mit beiden Stöcken. Man bittet sie freundlich, doch zu kommen, und man sieht, dass sie guten Willen hat. Aber alles was passiert, ist, dass ihr linkes Knie ein wenig zuckt, so wie die Haut bei einem Pferde, wenn es den Fliegen wehrt.

Man probiert es noch einmal, man kommt zurück, man hat die Stöcke unter dem Arm und macht Spitzkehren aufwärts und abwärts; sie muss doch einsehen, dass es hier ebenso einfach ist, quer am Hang zu fahren, wie unten auf dem Übungshügel. Aber alles Zureden und alles Bitten nützt und nützt nichts. Da kommt dann der Punkt, wo man ganz unerbittlich und barsch befehlen muss: «So, Frau Direktor, jetzt nehmen Sie die Stöcke nach hinten und fahren Sie los,



August Frey

Federzeichnung

und zwar sofort, oder Sie werden Ihre Heiligen erleben, so wahr ich hier stehe.» Dann ist die Frau Direktor so baff, dass sie wirklich über das Hänglein hinüberkommt, ohne es recht zu merken.

Im übrigen sind mir auf Touren die zaghaften Schüler fast noch lieber als jene, die kopflos daraufflosschiessen, so oft man es ihnen auch verbietet, dem Lehrer vorzufahren. Bei mutigen Damen, die im Bremsen und Schwingen noch nicht recht sicher sind, ist das nämlich ein beliebtes System: sie fahren einfach drauflos, bis es sie irgendwo umschlägt. Je mutiger aber eine ist, je weniger rasch sie die Hosenbremse zieht, um so mehr kommt sie in Schuss und um so weniger beherrscht sie die Fahrt. Da steht man denn da und sieht das führerlose Gefährt dahinrasen, und alles Rufen nützt nichts, und man weiss, dass unten ein Graben kommt: ich kann Ihnen sagen, ich hätte schon manchmal dem Skilehrerheiligen eine dicke Kerze versprochen, wenn ich gewusst hätte, wer in diesen Dingen zuständig ist.

Aber die Herren sind nicht etwa besser. Einmal machte ich mit einem zähen Engländer, der noch nicht recht fahren konnte – « You know, I know nothing about skiing, but I am not afraid, I am an old kicker » – sagte er, die Kübliserabfahrt. Bis zum Gaudergrat hatte es Nebel und Schneegestöber, und er flog nur so von einem Loch ins andere und von einer Gwächte in die andere hinein. Dabei renkte er sich noch das Knie halb aus, aber das war er anscheinend vom Fussball her gewohnt; er boxte es selber zurecht, ich band es ihm mit der elastischen Binde ein, und nach einer Rast in der Schwendi, wo er allerdings fast mehr Whyski trank als ich Tee, begann er so bravurös zu fahren, dass mir angst und bang war; immer wieder brannte er mir durch, und ich weiss heute noch nicht, wie er die Brücke im kalten Tobel erwischt hat, und wie er unterhalb Conters an all den Zäunen vorbeikam. Erst ganz unten ob dem Derby-Zielhang kam die Katastrophe: nachdem er fast wie durch

ein Wunder haarscharf an ein paar aufkreischenden Damen vorbeigerast war, kam er den Stauden zu nahe und wirbelte Hals über Kopf in die Mulde hinein, wo jetzt die Skibrücke ist. Merkwürdigerweise hat er nur die beiden neuen Bretter zu Hudeln und Fetzen verschlagen; er selber hinkte noch fröhlich zur Bahn. Nachher hat er dann allerdings eine Woche lang das Bett gehütet.

Flirten oder Skifahren

Ob ich lieber Herren oder Damen als Schüler habe? Der Unterricht mit Herren ist körperlich vielleicht anstrengender, aber dafür einfacher. Bei den Damen kann man nie ganz genau sagen, ob sie skifahren lernen wollen aus Freude am Sport oder an der Natur, oder ob sie es nur der Mode wegen tun und weil man bei dieser Angelegenheit sich ein wenig verkleiden kann. Wenn man einen Herrn oft korrigiert, dann findet er nichts weiter dabei, als dass er für sein Geld eben die Belehrung erhalte, tut man dasselbe bei einer Dame, so ist sie entweder beleidigt, oder, was schlimmer ist, sie bildet sich ein, das sei nun eine Aufmerksamkeit für sie persönlich. Vielen genügt es zum Beispiel nicht, wenn man einfach konstatiert, der Schwung sei jetzt recht gewesen, und wenn das erwartete besondere Lob für die Prachtsleistung ausbleibt, so sind sie imstande, eine ganze Weile zu pfuschen: geschieht ihm ganz recht, wenn ich jetzt immer umfalle, warum hat er vorher meinen guten Willen nicht anerkannt!

Manche stellen sich zum Beispiel auch besonders unbeholfen, weil sie gerne ein wenig verhätschelt und bedauert werden möchten.

In dieses Kapitel gehört auch die Taktik des Hinfallens und Nicht-wieder-Aufstehen-Könnens, auf die sich gelegentlich verheiratete Frauen besonders gut verstehen. Da war zum Beispiel eine junge Deutsche, die knickte einmal beim Schlittschuhschritt auf ganz merkwürdige Weise nach hinten ein und blieb mit einem gehauchten Seufzer und verdrehten Augen

liegen. Ich fiel natürlich glatt herein und eilte erschreckt herbei, um das Menschenkind wieder aufzustellen. Sie war aber so erschöpft von dem Sturz, dass sie wie ein schlaftrunkenes Kind in meinen Armen hing.

Am nächsten Tag tat sie bei der gleichen Übung den gleichen Fall, und als sie die Hilfe des Gatten ablehnte, bei mir aber wieder auffallend anlehnungsbedürftig war, durchschaute ich das Manöverchen. Nebenbei bemerkt, konnte ich es ihr allerdings nicht verdenken, dass sie sich lieber von mir als von ihrem Gatten auf die Beine stellen liess. Es wunderte mich denn auch gar nicht besonders, als sie es am nächsten Tag fertigbrachte, an einem ganz harmlosen Hügelein so schrecklich zu fallen, dass die Hilfe des Skilehrers unbedingt notwendig wurde. Da gab ich ihr aber nur noch eine mündliche Theorie des Aufstehens, und als das nicht fruchtete, warf ich mich in der gleichen Stellung neben sie auf den Boden und machte ihr unter dem verständnisinnigen Lächeln des Gatten jede Aufstehbewegung genau vor. Von da ab war sie vor diesen schweren Stürzen gänzlich geheilt.

Damen, die finden, der Übungsplatz sei der richtige Ort, um schöne, nackte Arme zu zeigen, habe ich schon oft durch ein einfaches Experiment von der Irrigkeit dieser Ansicht überzeugt: manche hätte ihre zarte Haut nicht an gewissen gefrorenen Schlittenspuren unten an einem steilen Hänglein aufgerissen, wenn sie vernünftig angezogen gewesen wäre. Rote Lippen passen natürlich gut in die winterliche Landschaft hinein, aber die schneefeste Schminke scheint noch nicht erfunden worden zu sein. Der Lippenstift wird oft zudem ein untrüglicher Verräter weiblicher Verkrampftheit: ich glaubte zuerst oft, meine Schülerinnen hätten sich die Zähne blutig geschlagen, aber dann merkte ich, dass nur die Lippen beim krampfhaften Verziehen des Mundes abfärbten. Trotz allem: ich unterrichte auch Damen gerne, und wenn ich

die Hand aufs Herz legen soll: je jünger sie sind, desto lieber.

Ob man sich denn als Skilehrer nicht einfach die Schönste und Reichste unter den Schülerinnen zur Frau aussuchen könne? Über diese Frage muss man nur lachen. Ich weiss nur von einem Fall, dass ein Skilehrer seine spätere Frau auf dem Übungsfeld kennengelernt hat, und der hat sie auch erst nachher richtig kennengelernt. Dass natürlich ein Skilehrer seinen Schülerinnen, oft sind es sogar Mutter und Tochter miteinander, recht gut gefällt, kommt ziemlich oft vor. Viele haben in den Ferien sowieso immer Lust, einen kleinen Flirt vom Stapel zu lassen, und da kann dann so ein braungebrannter Kerl, besonders wenn er noch ein wenig verwegen aussieht, nicht so übel passen. Man müsste dann einmal untersuchen, woran das wohl liegt, dass ein gewöhnlicher Mensch, sobald er in eine Uniform kriecht, oder sobald er sich auch nur so eine Skilehrerplakette an die Brust hängt, sofort eine andere Stellung bei den Frauen einnimmt. Aber im grossen und ganzen ist der Verkehr zwischen Lehrer und Schülern, wenn er enger wird, einfach fröhlich-kameradschaftlich. Es kommt ja schon gelegentlich vor, dass einmal ein Skilehrer einer Frau nachreist, meist dann natürlich über die Grenze. Einer wurde einmal sogar auf diese Weise um die halbe Welt geschleift, und eine berühmte Filmschauspielerin scheint sich neulich gerade zwei oder drei gutgewachsene Skilehrerexemplare zur Belustigung mit nach Hause genommen zu haben. Aber im allgemeinen fürchten wir uns wenig vor den Frauen.

Man sieht als Skilehrer vieles von einer Seite, die sonst nicht der ganzen Welt gezeigt wird; wir sehen den Reichtum oft nicht nur, wie er von weitem verlockend schimmert, sondern auch, wie er von nahem manchmal fade schmeckt und manchmal bitter, und oft ertappt man sich auf dem Gedanken, dass man im

Grunde doch am liebsten in der eigenen Haut stecken möchte.

Und der Euch dieses Liedlein sang

Schliesslich soll ich noch etwas Spezielles von mir schreiben. Ich finde zwar, dass jeder von uns etwas Spezielles ist und an mir finde ich nichts speziell Spezielles. Auch das nicht, dass ich im Sommer als Student der Nationalökonomie herumlaufe. Der kritisch veranlagte Leser wird sich nun natürlich betrogen fühlen. Aber er kann sich beruhigen: Ich habe diese Notizen nicht als Student geschrieben, sondern als Skilehrer, und ich bin nicht Skilehrer geworden, um diese Notizen in den «Schweizer-Spiegel» zu schreiben, sondern erstens weil ich den Skisport und den Winter liebe und zweitens weil ich Geld verdienen wollte und drittens weil es mir nicht passt, durch alle Semester hindurchzulaufen, wie manche

es tun, als ob sie Scheuklappen hätten, durch die sie nichts anderes sehen als die paar Paragraphen der Promotionsordnung. Wenn mich einer aber fragt, ob er sein Studium rasch fertigmachen solle, oder ob ich ihm rate, auch zwischenhinein mit Skilehren oder sonstwie etwas zu verdienen, dann rate ich ihm sehr energisch davon ab. Nicht etwa, weil ich Angst habe, er mache mir Konkurrenz – ich habe meinen Vertrag mit der Skischule in der Tasche – wohl aber, weil man einen, der auf dem geraden Weg läuft und fragt, ob er über den Zaun springen soll, immer beschwören muss, er möge keine Seitensprünge machen. Wenn er dann gehorcht, soll er ruhig auf der schönen Strasse bleiben, es ist ihm dort wohler. Wenn er sich wirklich nicht wohl fühlt, dann springt er nämlich über den Zaun, ohne zu fragen.

Zellerbalsam und Fr. -.90, 1.80, 3.50, 5.50 und 10.— Zellerbalsam - Salbe in Dosen zu Fr. 1.- und 3.-, Tuben Fr. 1.50

sind die bestbekanntesten Universal-Hausmittel, die fast in keiner Familie fehlen. **Zellerbalsam** bei Appetitlosigkeit, Unwohlsein, Erbrechen, Magen- u. Verdauungsbeschwerden, Magenkrämpfen, Blähungen, Zahnschmerzen, lockeren Zähnen. — **Zellerbalsam-Salbe** bei offenen Beinen, Wolf, Wundsein, Quetschungen, Brandwunden, Beissen und Hitze in den Füssen

Erhältlich in den Apotheken

Alleinige Fabrikanten:
Max Zeller Söhne, Apotheke
Romanshorn

Six Madun

Selbst dem Miggi sträubt
sich's Haar,
Six Madun saugt wunderbar.



Six Madun ist der einzige Schweizer Staubsauger. Unerreicht in Qualität, sehr handlich, geräuschlos, radiostörfrei, preiswert. Verlangen Sie Prospekte und unverbindliche Vorführung!

SIX MADUN WERKE ZWEIFBUREAUX: BASEL
BERN - GENÈVE - LAUSANNE
RUDOLF SCHMIDLIN & CIE., SISSACH LOCARNO - LUZERN -
ST. GALLEN - ZÜRICH